

# Die Strömungen in der Sozialdemokratie

Die große Aussprache auf dem Kieler Parteitag — Dr. Rosenfeld: „Die Moskauer Methoden des Parteivorstandes“ — Ministerpräsident Braun: „Sachsen ein Schulbeispiel, wie man es nicht machen soll“

## Der sozialdemokratische Parteitag

**A Kiel, 22. Mai.**  
Mit einer von mehr als 8000 Personen besuchten großen öffentlichen Kundgebung in der mit frischem Grün, Arbeiterfahnen und dem Blau des Reichsadlers geschmückten Kieler Nordseehalle begann der diesjährige Parteitag der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, zu dem mehr als 400 Delegierte aus dem ganzen Reich eingeladen sind. Unter den Gästen befinden sich auch zahlreiche Vertreter aus dem Ausland, u. a. aus Italien, Frankreich, Polen, der Tschechoslowakei und Russland.

Zu Vorsitzenden des Parteitages wurden gewählt der Kieler Parteivorstand Eggerstedt und der Parteivorstand Otto Weis. Der Parteivorstand Weis übernimmt darauf die Geschäfte. Daraus werden die Geschäftsführer ernannt, und die Mandatsprüfungskommission wird einberufen.

Die eigentlichen Arbeiten nahmen am Montag im überfüllten, mit roten und schwarz-rot-goldenen Fahnen geschmückten großen Saal des Gewerkschaftshauses ihren Anfang. Zunächst wurden weitere Begrüßungsansprachen der Vertreter der ausländischen sozialdemokratischen Parteien entgegengenommen. Dann erstattete Otto Weis den Bericht des Parteivorstandes. Er führte u. a. aus:

Nicht immer ging das Arbeiten reibungslos von statten. Trotzdem hat der Aufbau der Sozialdemokratie bei keiner anderen Partei seinesgleichen (Sehr richtig), die Tätigkeit der Sozialdemokratie auf dem Gebiete der Gewerkschaftspolitik, der Arbeiterpolitik und anderer Verbände gibt einen Überblick über das kulturelle Werk der Partei zum Wohle der Arbeiterklasse. Inwiefern die Partei die Frage der Fürstenabfindung wurde in der Partei heftig kritisiert. Ich gehe ohne weiteres, daß unsere Kritiker rein gefühlsmäßig recht haben. Aber in unserer Lage hätten sie auch nicht anders handeln können als wir. Wir hätten sonst eine viel größere Zersplitterung gehabt, und der Kampf hätte durch die Sozialdemokratische Partei gegangen. Die Kommunisten hätten erreicht, worauf es ihnen überhaupt ankommt. Das haben wir mit unserer Taktik verhindert. Auf unsere Taktik ist der große moralische Erfolg des Volksentscheides zurückzuführen, der ein großes politisches Attentat bedeutet. Wir haben die Abfindung nicht gebilligt, weil man den Hochverrat, den geschworenen Feinden der Republik, in der Zeit der Not des Volkes, viel zu viel gab. Aber hätten wir eine Taktik eingeschlagen, die den Sturz der Sozialdemokraten in der preussischen Regierung zur Folge gehabt hätte. Sollten wir in der Zeit der Gememorde die Regierung führen, die allein das Verdienst hat, Deutschland vor dem Sturz ins Dunkel bewahrt zu haben?

Der Redner wandte sich dann gegen den Antrag der Leipziger Organisation, der sich auf die Rede des preussischen Innenministers Grezinski aus Anlaß des Todes des Generals von Weisberg bezieht. Dieser Antrag verurteilt die „würdevolle Art, in welcher der preussische Innenminister Grezinski aus Anlaß des Todes des Bismarckdenkmal in Berlin gesprochen hat, und die das Vertrauen der Arbeiterschaft zu ihm erschüttern mußte. Grezinski hat, so betonte der Redner, gerade wegen seines Verhaltens aus Anlaß des Bismarckdenkmal vor rechts heftige Angriffe erfahren. Was sollten uns hüten, allein aus Zeitungsnachrichten über solche Sachen hin Anträge dieser Art an den Parteitag zu stellen.

„Wädelos“ ist ein hartes Wort, besonders wenn es sich um einen Mann handelt, der von der 113 Mann starken Fraktion die preussischen Landtage kontrolliert wird. Bogeski sind die Mitglieder, die das Unglück haben, Minister zu sein, denn doch nicht, (Sehr richtig), wenigstens innerlich der Partei nicht. Draußen kann es ihnen ja passieren, erschossen zu werden, wie es Sedering und anderen angedroht wurde. Opposition gibt es überall, und auch bei uns. Wir haben sogar im Parteivorstand über abstimmen müssen, und letztlich einmal sogar mit Zetteln. Es handelte sich dabei allerdings um eine sehr wichtige Frage, die das weibliche Geschlecht betrafte. (Gr. Heiterkeit.) Aber eine geschlossene Opposition darf es in der Partei nicht geben. Wenn wir erst wieder von „wir“ und „Ihr“ zu reden beginnen, dann kommt die Zeit, wo wir uns nicht mehr verstehen. (Sehr richtig.) Dem Nichtling aber wollen wir in der Partei keinen Platz mehr einräumen. Nur so zerklüftet wir die Hoffnung der Kommunisten auf Zellenbildung in unserer Bewegung. Wer, wie während der Beratungen über den Wehrzeit und der Tagung der Friedensgesellschaften unter dem Vorhinein eines Parteigenossen versucht, einen Druck auf die Fraktion dadurch auszuüben, daß mit der Gründung einer neuen Partei gedroht wird (Hört, hört!), der wird überlegen, wenn ich sage. Unsere Freunde sollten sich dreimal überlegen, ob sie bei solchen Aktionen sich beteiligen wollen. Denn diese Gruppen sind vollkommen einflusslos.

Der Redner verweist dann auf den gedruckt vorliegenden Bericht des Parteivorstandes, wonach die Zahl der organisierten Parteimitglieder von 844 498 am 1. April 1925 auf 806 268 am 31. Dezember 1925 zurückgegangen ist.

Der Kampf der Partei gehe um den Sozialismus, die Demokratie, und die Arbeiterschaft. Heute sei der Zeitpunkt besonders günstig hinsichtlich der Gewinnung der christlichen Arbeiterschaft. Unter dem lebhaften Beifall des Parteitages schloß der Parteivorstand keine Ausführungen mit dem Aufruf zu gemeinsamem Denken und Handeln aller Hand- und Kopfarbeiter, um die Massen des Volkes für den Sozialismus zu gewinnen.

**A Kiel, 23. Mai.**  
Nach Weis erstattete in der Montagsmorgensitzung des sozialdemokratischen Parteitages Krüger den Organisations- und Kassenericht. Er teilte mit, daß die Gesamtpartei im Jahre 1925 eine Einnahme von rund 8,5 Millionen hatte. Danach kommt pro Kopf des Parteimitgliedes auf ganz Deutschland berechnet, ein Betrag von über 10 Mark pro Jahr für die politische Organisation. Das sei eine Leistung, auf die die Sozialdemokratische Partei besonders stolz ist. (Bravo!) Vom Jahre 1924 bis 1927, also in drei Jahren, habe die Partei für Wahlen, Volksentscheid usw. über fünf Millionen ausgegeben. Für Bildungszwecke habe der Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit im Jahre 1925 255 000 M. angewendet. Der Berichtsteller gab dann eine Übersicht über die Zusammenfassung der Parteimitglieder nach Berufen: Handarbeiter 73,14 Proz.; Kopfarbeiter 11,03 Proz.; selbständige Gewerbetreibende 4,62 Proz.; freie Berufe 2,04 Proz.; ohne Angabe 9,17 Proz. Weibliche Mitglieder seien insgesamt 165 498 vorhanden.

Nach der Mittagspause hielt zum Thema „Bericht des Parteivorstandes“ Staatssekretär a. D. und Reichstagsabgeordneter Schula ein Referat über Kulturfragen.

In der Aussprache wendet sich Reichstagsabg. Dr. Rosenfeld scharf gegen die Angriffe, die Weis auf die Meinungsfreiheit dadurch gerichtet habe, daß er sich gegen die Korrespondenz Lexi wandte, deren Namen er nicht nannte, die aber für die Partei unbedingt notwendig sei. (Beifall, Gegenüberwiegungen.) Weis habe zwar gesagt, Meinungsfreiheit könne gewährt werden, es habe aber aus seinen Worten herausgegangen, daß Meinungsfreiheit nicht von der sogenannten Opposition ausgeübt werden dürfe. (Sehr richtig.) Man solle dem gegenüber doch erst einmal im Zentralorgan der Partei, dem „Vorwärts“, für die Freiheit der Meinungsäußerung sorgen. (Sehr richtig! — Gegenüberwiegungen.) Ich hätte, so erklärte der Redner, vom Parteivorstand erwarten, daß er seine Ansichten in ganz anderer Weise fundiert, wenn er glaubt, einer großen Anzahl von Parteifreunden verstandene Ansichten unterscheiden zu können. (Dauernde Unterbrechungen.) Diese Leute flüchten in die Lexi-Korrespondenz, weil der „Vorwärts“ jede freie Meinungsäußerung ausschließt, und weil auch der sozialdemokratische Pressebetrieb seine parteiamtliche Eigenschaft nie verleugnet kann.

Wir sind keine kommunistische Partei, in der jeder nach dem Diktat Moskaus zu handeln hat. Ich möchte nicht auf Ausfluß von Weis plädieren, aber gegen die Moskauer Methoden Weis' möchte ich doch entschieden opponieren. (Große Unruhe und Rufe: Unerhört!) Der Redner richtete darauf heftige Angriffe gegen den Parteivorstand wegen seiner Haltung in der Frage der Fürstenabfindung. Nachdem der Kampf mit Eifer geführt worden war, sei man herabgestürzt, und man habe einen Vergleich ohne Rücksicht auf die sächsischen Wahlen geschlossen, die sonst günstiger ausgefallen wären. Man habe auch keine Rücksicht auf die Thüringer Fürstentage genommen, so daß bei den Thüringer Sozialdemokraten der Eindruck entstand, daß sie in dieser Frage auf sich allein angewiesen seien. Der preussische Fürstenvergleich sei von einem Teil der Partei als ein Vordruck empfunden worden. (Beifall bei einem Teile der Versammlung und Rufe: Unerhört!) Die Lösung der Fürstenabfindungsfrage sei in weiten Kreisen der Partei nicht gebilligt worden. Man habe sich durch den Preisvergleich der Möglichkeit begeben, weite Kreise der Partei zur Partei heranzuziehen. In dieser Frage hätte es kein Kompromiß geben dürfen, und man sollte aus diesem Ergebnis erkennen lernen, daß es Kämpfe gibt, die mit Kompromissen nicht durchzuführen sind. (Teilweiser Beifall.)

Die manna - Leipzig bezeichnet eine Opposition, die nicht sagen darf, was sie für notwendig befindet, als Unfug. Ich wollte, so erklärte der Redner, einmal den Parteivorstand sehen, wenn er in der Weise angegriffen würde, wie er es heute mit der Opposition gemacht hat. Der Parteivorstand bedrohe geradezu die Meinungsfreiheit der Opposition. Er gehe mit brutaler Rücksichtslosigkeit vor, die an einzelnen Beispielen nachzuweisen sei. (Große Unruhe.) Niemand könne dulden, daß die Opposition eine Organisation schaffe; aber keine Partei könne ohne Opposition auskommen.

Der preussische Ministerpräsident Braun führte dann gegenüber dem Reichstagsabgeordneten Rosenfeld zur Frage des Preisvergleichs aus: „Ich habe nach dem Abschluß des Vergleichs gesagt, daß nach drei Wochen kein Mensch mehr darüber reden werde. Ich dachte dabei allerdings noch nicht an den Parteitag und an Dr. Rosenfeld. (Beifall.) Der Vergleich war ein Gebot nüchternen, praktischer Politik. Nach dem Verlegen des Volksentscheides mußte der Vergleich aus der Situation herauskommen. Diese Erwägung hat die preussische Sozialdemokratie geteilt bei der Regelung der Frage. Einen anderen Weg gab es nicht, nachdem das Reichsjustizministerium weilsand unter Mitwirkung des Herrn Justizministers Dr. Rosenfeld in seine Beschlagnahmeverordnung seinerzeit hineingeschrieben hatte, daß es dabei nicht darauf ankomme, die Hochverrat zu entscheiden, sondern vielmehr, das Vermögen vorzüglich sicherzustellen. (Beifall hört! hört!) Alle Gerichtsurteile, die zu Ungunsten des preussischen Staates gefällt worden sind, haben sich auf diesen Wortlaut bezogen, indem sie ganz richtig erklärten, daß es der Wille der damals von den Volksbeauftragten geleiteten Gesetzgebung gewesen sei. (Erneutes hört! hört!) Dr. Rosenfeld meinte, die sächsischen Wahlen wären besser ausgefallen, wenn der Vergleich nicht abgeschlossen wurde. Ob die Rückkäuflichkeit der Partei in Sachsen lediglich auf den Vergleich zurückzuführen ist, möchte ich doch bezweifeln. Darüber hinaus aber muß ich sagen: Als unsere sächsischen Parteifreunde seinerzeit im Verein mit den Kommunisten den Vergleich mit den Wettinern abgeschlossen haben, haben sie uns Preußen auch nicht gefragt, ob uns das recht sei. (Sehr richtig!) Es wurde gerade uns gegenüber immer darauf hingewiesen, daß doch die Sozialdemokraten in Sachsen zusammen mit den Kommunisten längst einen Vergleich mit den Fürsten abgeschlossen haben, wir in Preußen noch immer nicht. Es gab für uns, nachdem das letzte Mittel des Volksentscheides versagt hatte, nur eine Möglichkeit, nämlich auf dem Boden des Vergleichs für den Staat soviel als möglich zu retten. Wenn Dr. Rosenfeld meint, wir hätten uns damals die Möglichkeit genommen, unter den Inflationsoptionen zu werden, so muß ich gestehen, es heißt die Werbetaktik der Partei niedrig einschätzen, wenn man sie lediglich auf solche Vorgänge stützen wollte. (Sehr richtig.) Wenn wir nicht den Vergleich abgeschlossen hätten, dann hätten die Hochverrat durch Gerichtsurteil alles herausbekommen und das Land Preußen gar nicht. (Zustimmung.)

Zur Frage der Meinungsfreiheit führt der Ministerpräsident aus, daß gar kein Zweifel bestehen könne, daß jeder Parteifreund ebenso wie jeder Staatsbürger Meinungsfreiheit habe. Aber Meinungsfreiheit haben und von ihr Gebrauch machen, sei doch ein Unterschied. Meinung könne jeder haben, so viel er will, aber bevor er sie öffentlich äußert, müsse er sich überlegen, welche Wirkung das für die Partei haben könne. (Zustimmung.) Wir üben Meinungsfreiheit als Mittel zum Zweck der Förderung der Arbeiterbewegung. Wird die Meinungsfreiheit so geübt, daß dieser Zweck nicht erreicht wird, und daß sogar das Gegenteil eintritt, dann ist das Mißbrauch der Meinungsfreiheit, den wir zum mindesten kritisieren müssen. Auf die Frage der preussischen Politik wird das Referat Silberberg-Sedering noch eingehen. Aber, wenn Dr. Rosenfeld meint, wir müßten nach der Methode des wissenschaftlichen Sozialismus die Macht ertingen, muß ich sagen, daß wir, wenn wir uns allein darauf beschränken wollten, nicht einen Schritt weiter kommen könnten. (Sehr richtig.) So einfach ist das Regieren nicht. Wenn jetzt die sächsischen Parteifreunde, nachdem sie ihre Parteianglegenheiten und die Frage der sächsischen Politik völlig bereinigt haben, auch noch Zeit und Scharfzinn haben, die Sonde der Kritik an die preussische Politik anzulegen, beweise ich sie um diese ihre Zeit. Das Ergebnis in Sachsen hat gelehrt, daß dort ein Schulbeispiel dafür gegeben worden ist, wie man es nicht machen soll. (Beifallige Zustimmung.) Haben uns die Kommunisten im Verein mit den Deutschnationalen nicht aus der preussischen Regierung herausgebracht? — Die Sachsen bringen es auch fertig, freiwillig geben wir diese Machtposition nicht auf. (Stürmischer Beifall.)

Reichstagsabg. Außerer erklärte, man dürfe die Beamtenfrage nicht, wie Weis es vorgeschlagen habe, der Entscheidung der Zeit überlassen. Die Neutralität gegenüber einer bürgerlichen Organisation, wie dem Deutschen Beamtenbund, die der Parteivorstand fordere, sei auf die Dauer nicht durchführbar.

Hierauf werden die Verhandlungen auf Dienstag vertagt.

Paramenten - Goldstickerei - Kunststofferei  
**Maria Runge, Bautzen, Löbauer Straße 9**  
Neuanfertigung - Ausbesserung - Gewissenhafte Arbeit

## Ein erbarmungsloser Feind

Frei nach dem Englischen bearbeitet

von Clara Rehnau.

Nachdruck verboten.)

(37. Fortsetzung.)

„Wen, Monsieur, heute möchte ich einen Spaziergang; wenn ich hatte Modemöbel ausgehen sehen. Sie hinterließ sich reizende kleine Fußtapfen im Schnee, daß ich mich verlorst fühle, denselben zu folgen. Sie führten in ein Gebüsch, hinter dem ein Bootshaus war. Ich trete näher. Die Türe ist verschlossen, aber ich höre drinnen Tactes und die von Modemöbeln. Da ich nicht gern störe, so gehe ich weg, aber ich treffe den Gärtner und sage ihm, im Bootshaus seien Landstreicher, er solle sie hinausjagen. Er geht, Monsieur öffnet die Türe, schilt ihn aus und schiebt ihn weg, aber der Gärtner hat nur Monsieur gesehen. Später, als Mr. Dacre beim Diener ist, gehe ich in dieses Bootshaus. Es liegen Segeln darin zum Ausbessern, vermute ich. Ich blicke dahinter, und — finde daselbst diese rote Schleiße. Er zeigte Sir Robert die rote Schleiße, die Marie an ihrem Kragen getragen hatte.“

Der Baronet ergriff die Schleiße und rief mit höhnlichem Lächeln: „Die soll mir helfen!“

28. Kapitel.

Mrs. Munro hatte Schmerz und Schwäche bekämpft, um nach Hause zurückzukehren, denn sie hatte eine große, wenn auch geheime Furcht, ihren Ehemann mit seinem Cousin allein zu lassen. Bald nach ihrer Rückkehr ließ sie sich durch dasselbe Gefühl bestimmen, in Claude zu dringen, er solle doch jetzt seinen unterbrochenen Besuch im Norden fortsetzen und Claude tat dies nur zu gerne, in der geheimen Absicht, nach einem mehrmaligen mehrtägigen Aufenthalt bei seinen Freunden, seine Nachforschungen nach Mariens Eltern zu beginnen. So reiste er denn schon den Tag nach Mrs. Munros Rückkehr ab, und überließ Sir Robert der Pflege der Damen, wie er sich ausdrückte.

„Die ich nur zu nötig habe.“ sagte sein Cousin, die Achseln zuckend. „Nach und nach muß ich leben, ob ich nicht eine Dame finde, die barmherzig genug wäre, die Sorge für mich übernehmen.“

Invaliden zu übernehmen. Vielleicht können mein Titel und Vermögen einen tröstlichen Engel erkaufen!“ fügte er etwas höhnisch bei. „Sehr wahrscheinlich.“ stimmte Claude in demselben Tone bei, „wenn du die moralischen Eigenschaften deiner Dame nicht in Betracht ziehen willst.“

„O, sonst möchte ich lange suchen!“ entgegnete Sir Robert. „Ich verlange nichts Unmögliches. In Bezug auf Schönheit und Stimme würde mir Amy Develles Gesellschaftin gerade passen.“

Während er sprach, waren seine scharfen Augen auf Claude gerichtet, und er bemerkte die Note, die sich über seines Cousins Züge ergoß.

„Mit Trowille besitzt, das steht fest, auch moralische Eigenschaften. Sie wäre in jeder Art der Auszeichnung Claude jactantisch.“

„Du glaubst? Nun dann will ich ihre Ansprüche überlegen.“ sagte Sir Robert kühl.

Claudes Augen sprühten vor Entrüstung.

„Ich glaube, Robert“, rief er, „es wäre besser, wenn wir den Namen dieses vorzüglichen, feingebildeten, höchst anständigen Mädchens ganz aus dem Spiele ließen.“

Sir Robert verneigte sich.

„Wie du wünschst, mein Vetter.“ entgegnete er. „Ich versichere dir, ich habe alle Achtung vor der jungen Dame.“

Und mit dem Lächeln und der Geschicklichkeit eines erfahrenen Weltmanns lenkte er die Unterhaltung auf andere Dinge. Nichtsdestoweniger sah Claude ein wenig unbehaglich. Er bedauerte, eingewilligt zu haben, während der Anwesenheit seines Cousins Dahurst zu verbleiben, denn er fürchtete die Unannehmlichkeiten, denen Marie ausgesetzt sein könnte.

Claude erzählte Marie, wie sehr Sir Robert sie bewunderte, und daß er ihr wahrscheinlich einen Antrag machen werde. „Es wäre eine sehr glänzende Heirat, meine Liebe.“ fügte er bei, „aber selbst wenn du meine Verlobte nicht wärest, Marie, würde ich dich ansetzen, nicht auf ihn zu hören. Er ist ein böser, sogar schlechter Mann.“

„Fürchten Sie nichts, Claude.“ sagte sie stolz, „ich bin im Stande, mich selbst zu schützen.“

„Aber versprich mir, daß du mich sofort benachrichtigst, wenn du meine Hilfe brauchst.“ sagte er eifrig. „Du mußt mir schreiben oder telegraphieren. Hier ist meine Adresse — Besprich mit, mich zu rufen.“ — „Du mich brauchst!“ Marie verzuckelte es.

„Auch das Kreuz, von dem du sprichst, mußt du mir geben.“ fügte er bei. „Ich will es mit meinem Leben schützen; es kann mir vielleicht bei meinen Nachforschungen von Nutzen sein.“

„Morgen früh will ich es beim Frühstück herunter bringen.“ sprach sie.

Am nächsten Tage legte Marie ihr Kreuz in Claudes Hände und empfing sein letztes Bedewohl, ehe er sich von seiner Großmutter verabschiedete, die erleichtert aufatmete, als er das Haus verlassen hatte.

Mrs. Munro war imstande, um die Zeit des Erscheinens ihres Neffen — nach dem Frühstück — in den Salon hinauszukommen, und sie fanden gegenseitig ihre Gesellschaft angenehm und unterhaltend. Gemächlich blieben sie allein, denn die jungen Damen machten lange Spaziergänge und kehrten erst zurück, wenn der Tag zur Neige ging. Dann sang Marie, auf Roberts Bitten, bis die Abendglocke erklang.

Die Abende brachte Sir Robert damit zu, mit seiner Tante, der er die ganze Aufmerksamkeit widmete, Schach zu spielen, oder er kaufte Mariens Gelang, den er nie wieder ward, zu hören.

So vergingen die Tage und immer noch wollte Sir Robert in Dahurst — manchmal durch seine Krankheit ans Zimmer gefesselt, dann wieder etwas wohl und von der Abreise sprechend. Weilmachten fand ihn jedoch noch im Herrenhaus.

Die Geduld seiner Tante war erschöpft, und die gültige Dame sah nicht ohne Erregung Sir Roberts langes Verweilen unter ihrem Dach, als eines Nachmittags, bei ihrem gewohnten Plauderstündchen, Sir Robert begann. „Es ist Zeit, daß ich dein gastfreundliches Haus verlasse. Tante: aber ich fürchte mich fast, nach meinem Ideen Heim zurückzukehren, wo ich die Freuden des häuslichen Lebens entbehren muß, die ich hier so reichem Maße genossen.“

„Es freut mich, daß es dir bei uns gefallen hat, Robert.“ entgegnete die Tante kühl.

„Und wenn du wolltest, teure Tante, könntest du diesen Besuch zum Anfang eines neuen Lebens für mich machen.“

Mit dem Ausdruck hoher Ueberraschung erhob Mrs. Munro die Augen von ihrer Arbeit. „Wie so?“ fragte sie.

„Indem du mir hilfst, eine Gattin von deinem Heim zu sein.“

„Eine Gattin, Robert! Du kannst doch soviel nicht denken, daß Amy...“

(Fortsetzung folgt.)